

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 17

Artikel: Beim wilden Gott von Kamakura
Autor: Stranik, Erwin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670265>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lung: „Ich sehe dies Auge noch immer! Ich sehe es noch immer!“

Zubal, der Vater derer, die durch Städte ziehen, Hörner blasen und Trommeln rühren, Zubal rief: „Ich könnte dir eine Mauer aufrichten, hoch und undurchschaubar!“

Und Kain sprach: „Du es!“

Und Zubal baute eine Mauer aus Bronze, hoch und undurchschaubar. Und Kain verbarg sich hinter dieser Mauer.

Und das Auge sah ihn an, das Auge, vor dessen Blick er fliehen wollte.

Und Enoch sagte: „Wir müssen eine Stadt mit Türmen bauen, eine Feste, so schrecklich, daß keiner wagen soll, sich ihr zu nähern!“

Und Tubalkain, der Vater der Schmiede, baute eine Stadt, ungeheuerlich, übermenschlich. Während er baute, jagten seine Brüder die Söhne des Enos und die Söhne des Seth aus der Ebene. Kam ein Mensch vorbei, stachen sie ihm die Augen aus. Wurde es Abend, schossen sie Pfeile gegen die Sterne.

Mauern aus Granit standen nun, wo früher Zelte aus Häuten gestanden waren. Ein Band von Erz schmiedete Stein an Stein. Die Stadt glich einer Stadt der Hölle. Die Schatten der

Türme senkten Nacht über das Land. Die Mauern machten sie stark wie die Berge. Und auf dem Tore zur Stadt war zu lesen:

Gott darf nicht in diese Stadt!

Und als die Stadt nun erbaut war, und ihre Mauern als unzugängliche Zuflucht Kain und seine Söhne umschlossen, brachten sie den Mann, der Abel erschlagen hatte, in die Mitte der Stadt in einen Turm aus Granit. Und Kain blieb finster und scheu.

Und Zilla, die Blonde, die schön war wie die Morgenröte, Zilla fragte in Angst: „O mein Vater — das Auge — ist es noch da?“

Und Kain antwortete der Tochter: „Unter der Erde will ich wohnen, Tochter, wie ein einsamer Mann in seinem Grabe wohnt. Sieht mein Auge nicht mehr, dann sehe ich kein Auge mehr!“

Und sie gruben ein geräumiges Grabgewölbe, und Kain sprach: „Es ist gut!“

Dann stieg er hinab in das nachtdunkle Gewölbe. Doch als er nun unten auf dem Stuhle saß und das Gewölbe über ihm geschlossen wurde — siehe, da war das Auge vor ihm, das große, weit offene Auge — und blickte ihn an. Fest, nicht abzuweisen.

Beim milden Gott von Ramakura.

Von Dr. Erwin Stranik.

Die Berliner haben ihren Wannsee, die Wiener die Strandbäder der Donau, die New Yorker fahren, wenn sie sich erholen wollen, mit den Hochbahnen nach Coney Island, und die Tokioter bringt der elektrische Zug nach Ramakura. Ramakura ist das Ziel von arm und Reich, der Jungen und der Alten. Es ist das Heringsdorf von Nippon, wenn auch bloß eine — Fischerfiedlung, es ist ein berühmter Wallfahrtsort für die, denen Sorgen Herz und Seele bedrücken, es ist ein Tummelplatz der hellen Freude für alle, die lachen wollen. Und ob in Japan Krieg oder Frieden herrschen, Konjunktur oder Krise, — Ramakura steckt immer voller Menschen, und man muß unbedingt auch dort gewesen sein, wenn man in Tokio weilte.

Ramakura liegt auf der Ostseite der Sagani-bucht, im Blickreis des erhabenen Fuji-San, malerisch hingebreitet in die grünen Flächen seiner Umgebung; vor seinen vielen Buden und Häuschen erstreckt sich ein langer, sandiger Strand, und vor diesem wieder dehnt sich das Meer, rein und klar, alle Abschattungen des Blau spiegelnd, vom tiefsten Ultramarin ange-

fangen bis zum zartesten, fast schon weißlichen Pastell. Es sieht hier ganz, ganz anders aus als das dunkel-trübe Wasser, das bis an die Ränder der Vororte Tokios seine Fluten spült und das man auch noch als „Meer“ bezeichnet, obwohl es bereits 58 Kilometer vom wirklichen Ozean entfernt ist.

Eine elektrische Schnellbahn befördert Tag für Tag Tausende von Japanern nach Ramakura. Wochentags fährt das bessere Volk an den Strand oder zum „milden Gott“, der Sonntag gehört der breiten Masse. Und selbst die Hotels, die nach echter Landessitte die Zimmer nicht oder doch nur höchst ungern an Einzelpersonen vermieten, sondern nur an „Gesellschaften“ abzugeben gewohnt sind, trennen zwischen Arbeits- und Festtagen in ihren Preisen. Der Arbeitstag, dem edlen Bürger vorbehalten, wird teuer berechnet, — der Festtag, der allen, auch den Ärmsten, Freude bringen soll, so billig als möglich.

Was sieht man in Ramakura? Nun, von seiner berühmten Vergangenheit sehr wenig.

Denn auch dies muß man wissen: Kamakura, gelegen im Ken Kanagawa, war vor tausend Jahren eine wichtige Stätte, Sitz einer mächtigen und einflußreichen Shogunregierung, die alle Gewalt an sich gerissen hatte und den wahren Kaiser von Japan, der in Tokio residierte, sämtlicher Befugnisse beraubt. Und während damals Sprache und Kultur einen merklichen Rückschritt aufwiesen, kein Stand Ansehen genoß als der des „Bushi“, des Kriegers, entwickelte sich trotz all dieser Hindernisse gerade die japanische Historienmalerei und Bildhauerkunst zu einer derart beachtenswerten Höhe, daß man noch heute die Zeit von 1192 bis 1333 in der Geschichte Japans als Kamakura-Periode bezeichnet.

Die Shogune verloren allmählich wieder ihre Macht, die japanischen Kaiser gewannen sie zurück. Und mit dem Sieg der Mikado war auch der Untergang Kamakuras als Staat und Residenz begründet. Was blieb, waren: seine hübschen buddhistischen Tempel mit den zierlich geschwungenen Dächern und das berühmte Standbild des milden Gottes, die 12 Meter hohe und mehr als 100 000 Kilogramm schwere Bronze-statue Buddhas, der, nach orientalischer Art mit gekreuzten Beinen sitzend, aus seiner gewaltigen Überlegenheit auf die winzigen Sterblichen zu seinen Füßen in immer gleicher Ruhe herabblickt, ein seltsam verklärtes Lächeln in seinen Zügen. „Daibutsu“, der große Buddha, nennen die Geschlechter, die ihn verehren, diesen Koloss; seit 1225 steht er in Kamakura, Fichten umfränzen sein Haupt, und die Zeit ging an ihm vorüber im ewigen Gleichmaß seit Jahrhunderten.

Auch was die Gläubigen von ihm erbitten, ist immer dasselbe: Erleichterung ihres Lebensloses, Gelingen eines Vorhabens oder Planes, Abwendung eines befürchteten Schmerzes. Und das gütige Lächeln, das den großen Gott so anziehend macht, überträgt sich auf die, die an seinem Sockel die flachen Hände zum Gebet erheben. Das erschütterte Gleichgewicht stellt sich wieder ein, auch ihr Gesicht gewinnt die Fähigkeit zu lächeln wieder, — und wer sich einmal in Zucht hat, der überwand bereits das Ärgste, das einen Menschen zu treffen vermag.

Die aber, die im Augenblick keine Gotteshilfe benötigen und auf Buddhas Fürsprache verzichten zu können glauben, sondern die elektrische Schnellbahn von Tokio nach Kamakura nur deshalb benützen, um eine harmlose und fröh-

liche Erleichterung zu finden, suchen diese — ebenso wie eine angenehme Gesellschaft, Freunde, Bekannte oder Verwandte, am Strand.

Bevor man zum Meer hinabsteigt, trinkt man noch etwas Tee, läßt sich auch ein paar harte Eier bringen, Hirsebrei oder Reiskoch mit Salzgurken oder man kauft einige der süßen Honigbrotstangen — die Dinge sind nicht teuer, denn die Teehäuser in Kamakura sind einfach und verzichten auf jegliches Raffinement. Man darf hier keine Geishas erwarten, die in zierlicher, aber dafür auch ziemlich umständlicher Weise den duftenden Tee kredenzen, sondern es geht eben so zu wie in einem hiederen deutschen Dorfwirtshaus, wo ein paar fefche Mädels die rasch ein- und ausströmenden Gäste bedienen.

Und dann ist man endlich am Ufer! Da tummeln sich Männer und Frauen, Großväter und Großmütter, Urahnen und Enkelkinder am Strand, und die Generation, die gerade „in der Blüte ihres Lebens steht“, hat nichts anderes zu tun als darauf aufzupassen, daß kein Glied aus der großen Kette ihrer Verwandten verloren geht. Daß einer im Meer ertrinkt, davor braucht man sich nicht zu fürchten. Denn die tapferen, niemals wehleidigen und sonst so kühnen Japaner sind doch keine großen Schwimmer. Man kuschelt sich in den Sand, gräbt sich in Lehm ein, wäscht diesen in den Fluten der See wieder ab, taucht wohl auch für ein paar Minuten unter, — aber damit hat man dem „Bad im Meer“ schon genug getan. Den gelben Damen und Herren, denen kein Wasser heiß genug sein kann, um darin den Körper zu brühen, ist bald eines zu kalt, um es noch als Vergnügen zu empfinden. So sucht man am Strand von Kamakura auch vergebens irgendwelche sportlichen Leistungen; da gibt's keine Springer und keine Wettschwimmer. Die Tausende und aber Tausende von Menschen, die die Bucht von Kanagawa bevölkern, sehen bloß in den Ozean. Hinein steigen nur wenige. Das Meer bleibt verlassen, bloß am Strand ist es gedrängt voll.

Aber gerade dieses Liegen am Strand, dieses Dösen und es Sich-gut-gehen-lassen ist das Ziel all derer, die sich, Heringen gleich, in der Bahn nach Kamakura befördern ließen. Es hat eben jedes Volk seine anderen Ideale in geistiger und leiblicher Beziehung. Und die Japaner haben sich für das Nicht-Schwimmen entschieden. Was ihnen kein Europäer, auch mit Aufgebot aller oratorischen Kräfte, ausreden wird.